

Solidarität



Organ des Verbandes der graphischen Hilfs- Arbeiter und -Arbeiterinnen Deutschlands

Erscheint wöchentlich Sonnabends • Bezugspreis monatlich 0,50 RM. ohne die Bestellgebühr • Anzeigen: die 3gespaltene Petitzeile 1,- RM.
Todes- und Versammlungsanzeigen die Zeile 0,10 RM. • Sämtliche Postanstalten nehmen Abonnements an • Nur Postbezug ist zulässig

Nr. 52 • 38. Jahrgang

Berlin, den 24. Dezember 1932

Weihnachten 1932

Unser Weihnachtserlebnis ist nicht mehr das Festtagserlebnis des Christentums, es sei denn, daß wir seinen symbolhaften Charakter durch unser sozialetisches und sozialaktives Bekenntnis säubern und verändern. Das Kirchenchristentum, das von jeher ein ganz außerordentliches Verständnis für die innerliche Erhebung des Menschen besaßen und diese für seine missionarischen und nicht immer einbeutigen Zwecke zu benutzen verstanden hat, hat auch die altheidnischen Vorstellungen unserer Ahnvortern, wie sie z. B. im Gedanken des Zulkapps vorhanden sind, in das von ihm am feierlichsten begangene Fest übernommen. Die zwölf heiligen Nächte, die um die Mitte des Dezembers herum im altgermanischen Kulturkreis eine wesentliche Rolle spielen, wurden vom Christentum in kluger Taktik zur Verklärung des Dreieinigigen Gottes und seiner Menschwerdung in Jesus Christus benutzt. War es bei den alten Germanen Wotan, der Brinun unter den Göttern Walhalla, der auf die Erde kommt, so verstand es die christliche Idee in enge Parallelität, diese heidnische Vorstellung durch die Geburt Jesus von Nazareth als die Wiederkunft eines Gottes in menschlicher Gestalt abzulösen. Noch heute sind im Christfest altheidnische Gebräuche und Symbole erhalten.

Weihnachten ist das Fest, das eine der ältesten Erinnnungen unseres Volkes immer wieder neu aufleben läßt, und auch eines der schönsten und vielmäßigsten Erlebnisgeblieben ist. Ist es aber noch das Erlebnis, das die christliche Idee verkündet? Ist nicht für viele Menschen dieses Erlebnis, soweit es sich streng an die überkommene Dogmatik der Kirchengläubigkeit hält, verlorengegangen?

Das Bedürfnis nach innerer Erhebung ist geblieben. Es zu leugnen, wäre Dummheit, es als sentimentale Geste zu scheitern, Unverständnis. Es kommt nur darauf an, daß wir dem Weihnachtstfest, das unsere Kinder und wir in so selbstamer Erregung alljährlich erwarten, einen neuen Sinn geben, der unter Umständen der alte geblieben ist. Was seit vielen Jahrhunderten im Lebensrhythmus und in der vererbten Vorstellung und Erlebniswelt unseres Volkes verwurzelt ist, läßt sich nicht einfach zugunsten der noch so schönen Sinngebung einer anderen Feierlichkeit verabschieden. Und letzten Endes wäre das auch gar kein Vorzug.

Im Gedanken des Zulkapps lebt die innere Gewalt uralter Sonnenmythen, davon auch die Idee von Christi Geburt eine Abwandlung ist. Das Erlebnis der Winterjournenwende, die besonders durch die junge und jüngere Generation zu einer frohen und festlichen Begrüßung der ewigen Sonne wurde, die sich wieder durch die nebel- und schneeverhangene Welt bricht, könnte in einem viel stärkeren Maße die Erweiterung, symbolhafte Verlebendigung und Verinnerlichung für die Menschheit werden. Aber auch darüber hinaus gibt es noch Möglichkeiten, dem Weihnachtstfest neuen Sinn und neuen Inhalt zu geben. Altheidnische Volksgebräuche wieder aufleben zu lassen, wäre ein geringes Bemühen. Nur wenn wir die positive, sittliche Kraft des Klassenkampfes in die Idee des Weihnachtstfestes einbeziehen, gelingt es uns, die Menschen wieder in Beziehung zu einem produktiven, freudvollen, erhebenden Erlebnis zu setzen. Unter sittlicher Kraft des Klassenkampfes in bezug auf die Verlebung des Weihnachtstfestes verstehen wir nicht etwa die etwas gewaltmäßige freigelegte Verengung der Gefühlswelt, wie sie vielfach für den Rationalismus und für die Aufklärungsperiode der Arbeiterbewegung charakteristisch und notwendig war. In alte Weihnachtsgesänge soziale Texte, die noch dazu schlecht sind, künstlich einzuzwängen, ist geschmacklos. Wir sind heute, dank des operativen und operativen Kampfes unserer Väter, ein, zwei Schritte weiter gekommen. Es genügt: da nicht mehr, das Alte lediglich zu negieren,

ohne dem Neuen nahe zu sein. Leo Trotzki, der erfahrene russische Revolutionär, sagte einmal: „Erobere die Kultur der Vergangenheit, sonst wirst du den Sozialismus nicht aufbauen!“ Heute sind schon so ungeheuer viele eigenschöpferische Kräfte des Proletariats am Werk, daß wir es gar nicht mehr notwendig haben, einer engherzigen Unduldsamkeit gegenüber noch nicht völlig verlorengegangenen Überlieferungen das Wort zu reden. Die sittliche Idee des Klassenkampfes, der nicht, wie so gern geglaubt wird, lediglich ein egoistisches Standesinteresse zu vertreten hat, sondern der Inbegriff aller sozialen, geistigen und kulturellen Aufbau- und Neubaubemühungen der arbeitenden Menschheit ist, ist gerade die erhebende Verbrüderung der tatbereiten Arbeiterkraft für und im Kampf einer Zukunft in Frieden, Freiheit und Lebensmöglichkeit. Solidarität ist so ein Zeichen dieser inneren Verbundenheit, der Hingabe und der brüderlichen Hilfsbereitschaft. Alle für alle, gegen Tod und Teufel, gegen Elend und Sklaverei.

Die Idee des solidarischen Einsatzes jedes einzelnen für die Allgemeinheit, wie sie vor allem durch die Gewerkschaftsbewegung ausgebildet und vertieft wurde, ist die Verkörperung einer frohen Botschaft an alle Menschen dieser Erde: Unsere Aufgabe ist es, die Welt, die hinter dem Golgathaweg dieser Zeit liegt, als Wohn- und Lebensraum für alle Menschen zu erkämpfen. Wir wissen: nicht mit Halbesluis, mit Poljanen und Engelsdorfer kommt das tausendjährige Reich. Nur wenn jeder einzelne von uns, die wir schon ein gewaltiges Heer sind, auf den Schanzen steht, kampfbereit und entschlossen, die Fahne des Glaubens an eine große Menschheitsidee in den Fäusten, grüßen wir das Frührot eines neuen Morgens!

Das Weihnachtstfest sind die Tage der Freude, der inneren Einkehr, der Besinnung. Auch wenn wir in dieser Notzeit uns bereit machen, es mit den geringsten Mitteln festlich zu begehen, ist es nichts anderes als die Besinnung auf die große notwendige und dringliche Aufgabe: Brot für alle Menschen, Arbeit für alle Menschen, Freiheit für alle Menschen zu schaffen. Um für diesen harten Kampf stark und bereit zu sein, darum rufen wir in dieser Stunde: Das, was die christliche Kirche nicht eingelöst hat, wollen wir in dieser weihnachtlichen Notzeit wirklich machen: die Erfüllung des alten Weihnachtsevangeliums: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Der ewige Zuschußbetrieb

Wollte man den Auslassungen der Unternehmer uneingeschränkt Glauben schenken, so gäbe es gegenwärtig im Gewerbe kaum noch einen Betrieb, der nicht unterbrochen mit erheblichen Zuschüssen gespeist werden muß, um vor dem Zusammenbruch bewahrt zu werden. Die Betriebsräte und Verbandsfunktionäre wissen ein Lied davon zu singen, wie die Unternehmer bei betrieblichen oder allgemeinen Verhandlungen, vor den Schlichtern und Schlichtungsausschüssen, vor den Arbeitsgerichten und Schiedsämtern versuchen, mit dem Schlagwort vom Zuschußbetrieb die jeweiligen Auseinandersetzungen stimmungsmäßig und sachlich zu ihren Gunsten zu beeinflussen. Da wird in allen Variationen des Gefühls, vom tiefsten Leid bis zur zitternden Empörung, frisch darauflos behauptet, daß die fordernde Gegenseite, wäre sie mit weniger Steptis gewappnet, vor Scham über ihre Unduldsamkeit in den Boden sinken müßte. Der eine Unternehmer wäre angeblich froh, wenn er seinen Betrieb endlich schließen könnte, damit ihm wenigstens die Reserven erhalten blieben, die er sich in besseren Zeiten angesammelt habe; der andere ist es schon seit langem leid, daß er, lediglich um seinen Leuten Arbeit und Brot zu erhalten, mühsam aus allen möglichen Quellen die zur Fortführung

des Betriebes notwendigen Gelder zusammenfischen muß; der nächste bezuschusst seinen Betrieb ja nur, um ihn durch die schlechten den zu erwartenden besseren Zeiten entgegenzuführen, ein anderer schließlich beneidet seine Arbeiter und Angestellten, die angeblich besser und sorgenfreier leben könnten als er selbst, usw.

Wer, wie die Arbeiterschaft, Not und Sorgen in überreichlichem Maße kennengelernt hat, wird im allgemeinen nicht geneigt sein, die Not und Sorgen anderer Gesellschaftsklassen mit einem Achselzucken zu ignorieren. Vorausgesetzt allerdings, daß es sich wirklich um echte Sorgen und Not handelt und nicht um solche, die um der großen Mode willen mit durchsichtiger Zweckbestimmung vorgepiegelt werden. In der Tat liegt aber hinreichend Grund vor zu der Annahme, daß noch nie mit dem Schlagwort vom Zuschußbetrieb soviel Mißbrauch getrieben worden ist, wie gerade in der Gegenwart. Wie oft hört man dieses Argument aus dem Munde von Unternehmern, deren Betriebe bis zum Bersten mit Aufträgen gefüllt sind, von Unternehmern, deren gesamte Betriebsleitung förmlich nach Rentabilität stinkt, von Unternehmern ferner, die durch Ausmaß und Gestaltung ihres privaten Lebensaufwandes unmißverständlich beweisen, daß sie von ernstlichen Sorgen nicht einmal angehaucht worden sind. Es gibt Symptome, deren untrügliche Sprache durch leere Phrasen nicht wegzuwischen ist.

In des tranten die Unterhandlungen, in die das Schlagwort vom Zuschußbetrieb hineingeworfen wird, gerade in solchen Fällen an einem sehr bedeutsamen Umstand: die Vertreter der Arbeiterschaft sind fast regelmäßig nicht in der Lage, die offensichtliche Unrichtigkeit derartiger Behauptungen im Wege einer exakten, ziffernmäßigen Beweisführung darzustellen, weil sich das eigentliche Beweismaterial in den Händen der Gegenseite befindet. Die Fälle, in denen die gesetzlichen Bestimmungen den Vertretern der Arbeiterschaft die Möglichkeit einräumen, Einblick in die Geschäftsbücher zu nehmen, sind leider verhältnismäßig sehr gering, und diese Einsichtnahme ist zudem so einschneidenden Einschränkungen unterworfen, daß das eigentliche Beweismaterial immer noch der kritischen Nachprüfung entzogen bleibt. Zum anderen aber weiß jeder Arbeiterfunktionär aus der Praxis, welch enormen Einfluß auf den Auslauf der Dinge die unternehmerseitige Behauptung der betrieblichen Unrentabilität namentlich dort ausübt, wo es auf diese Frage mehr oder minder stark ankommt. Somit sieht sich der Vertreter der Arbeiterschaft oftmals in eine wenig angenehme Lage versetzt. Einerseits hat er die starke Gewißheit, daß auf der Gegenseite mit unrichtigen Angaben operiert wird, andererseits hindert ihn an der offenen Bekanntgabe dieser Gewißheit das fehlende, formale Beweismaterial und im Zusammenhang damit das Gebot der Höflichkeit. Dieser Zwiespalt kann nur gelöst werden, indem man sich auf konsequente Grundätze zurückzieht, wie sie beispielsweise im zivilen und öffentlichen Prozeßrecht in Geltung sind. Wer etwas behauptet; hat die Richtigkeit seiner Behauptung zu beweisen, andernfalls erlangt seine Behauptungen jeglicher Beweiskraft. Sofern also ein Unternehmer mit der Behauptung auftritt, sein Betrieb arbeite mit Unterbilanz und erfordere Zuschüsse, muß er in allen Fällen auf seine gesetzliche oder moralische Beweisspflicht festgenagelt werden. Wer nicht beweisen will, soll seine Weisheiten für sich behalten; er muß es sich sonst gefallen lassen, daß seine Behauptungen als aufgesetzter Schwindel angesehen werden. Es wäre zu wünschen, daß die gewerblichen Unternehmer möglichst schnell an diese Art der Behandlung des Schlagwortes vom Zuschußbetrieb gewöhnt würden. In diesem Falle würde sich sogleich zeigen, wie gründlich gewissen Leuten der Geschmack an einem ebenso bequemen wie fragwürdigen Modeschlagwort verleidet werden kann. S.

Heiße Sehnsucht nach proletarischer Einheitsfront

Nach dem Urteil von Karl Marx ist ohne Gewerkschaften an eine Umgestaltung der kapitalistischen in eine sozialistische Wirtschaft, ist an die Machteroberung durch das Proletariat nicht zu denken.

Diese Marxsche Erkenntnis fand auch in Lenin unabweisbare theoretische und praktische Anerkennung. 1913 schrieb er als Sozialdemokrat (wir zitieren nach der „Roten Fahne“ vom 26. Oktober 1932):

Die Marxisten betonen sich, im Unterschied zu den Anarchisten, zum Kampf für Reformen, d. h. für Verbesserung der Lage der Werktätigen beim Verbleiben der Macht in den Händen der herrschenden Klasse. Die Marxisten bleiben nicht zurück, sondern im Gegenteil, schreiben an der Spitze bei der praktischen Ausnutzung der Reformen und bei dem Kampf um Reformen.

Und Lenin hielt die Gewerkschaften auch nach der Machtübernahme für unerlässlich. Das hat er mit wünschenswerter Deutlichkeit gewerkschaftsfeindlichen deutschen, sich ganz radikal gebärdenden Kommunisten ins Stammbuch geschrieben. Er schreibt da u. a.:

Millionen Arbeiter in England, Frankreich, Deutschland gehen zum ersten Male von vollständiger Anorganisiertheit zur elementaren, niederen, einfachsten, zugänglichen (für diejenigen, die noch mit bürgerlich-demokratischen Vorurteilen durchdrängt sind) Organisationsform, nämlich zu den Gewerkschaftsverbänden, über, und die radikalsten Kommunisten stehen daneben, schreiben „Wajse! Wajse!“ und lehnen es ab, innerhalb der Gewerkschaftsverbände zu arbeiten! Nehmen dies unter dem Vorwande des „reaktionären Geistes“ der Gewerkschaftsverbände ab, denken eine neue laubere „Arbeiterunion“ (jehet nennt man es „Rote Einheitsfront“ unter Diktat der KPD — Der Verfasser) aus, die bürgerlich-demokratische Vorurteile und zünftlerische, beschränkt-gewerkschaftliche Sünden nicht kennt, eine Arbeiterunion (lies: „Rote Einheitsfront“ — unter Führung der KPD. — Der Verfasser), die angeblich bereit sein wird (wird), als deren Bedingung zum Eintritt nur (nur!) die „Anerkennung der Souveränität und der Diktatur“ (der KPD. — Der Verfasser) aufgestellt wird...

Wenn wir gegenwärtig in Rußland, nach 2½ Jahren nie dagewesener Siege über die Bourgeoisie Rußlands und der Entente, für den Eintritt in die Gewerkschaftsverbände, die „Anerkennung der Diktatur“ zur Bedingung des Eintritts machen würden, so würden wir eine Dummeheit begehen...

Der lebende Lenin würde mit den Gewerkschaftspalern von heute gewiß noch ganz anders umspringen. Schrieb er doch damals schon: „Einige reaktionäre Jüge“ der Gewerkschaftsverbände, im angeführten Sinne, sind bei der Diktatur des Proletariats unvermeidlich. (!!! Der Verfasser). Wer das nicht begreift, der offenbart vollständig es-U-n-w-e-r-t-i-g-u-n-g-e-n für die Grundbedingungen des Überganges vom Kapitalismus zum Sozialismus...

Lenin war auch der festen Überzeugung, daß in einem einzelnen Lande der Sozialismus nicht durchgeführt werden könne und daß vor allem der bürokratische Verwaltungsapparat dauernd unter der demokratischen Kontrolle der Partei stehen müsse. Bolschewiken sollten ihm möglichst nicht angehören. Und jetzt ist die Parteibürokratie der diktatorische Verwaltungsapparat. Warum? Die erwartete Weltrevolution blieb aus. Steht nicht in Sicht. Man wünscht in Moskau keine ernsthaften Revolutionsversuche; man weiß, sie würden mit schweren Niederlagen für die Arbeiterschaft enden. Trotzdem soll in Rußland der Glaube an eine unmittelbar bevorstehende Revolution in anderen Ländern aufrecht erhalten werden. Damit die russische Arbeiterschaft nicht verzweifelt, sie in der Hoffnung bestärkt bleibt, der sozialistische Aufbau in Rußland werde schließlich doch im Sinne Lenins, mit Hilfe der Machteroberung in anderen Ländern, siegreich beendet werden. Und gegen Opposition braucht man die Diktatur der Parteibürokratie gegen die Parteimitglieder und gegen die gesamte Arbeiterschaft. Und man braucht das Wohlwollen der Kapitalisten in anderen Ländern. Besonders seit dem Einbruch der Weltkrise, die sich für Rußland mindestens so verhängnisvoll auswirkt wie für die kapitalistischen Länder. Die Kominternpolitik hat in allen Ländern die kommunistischen Parteien zerschlagen, zu einflusslosen Gruppen begnügt. Nur Deutschland besitzt noch eine zahlenmäßig und durch Wahlstimmenaufbringen beachtliche Partei. Aber die Kominternanweisungen dirigieren hier eine Taktik, die ausschließlich den kapitalistischen Gruppen zum Vorteil, zur Machterhaltung dient. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, wird die sonst gar nicht zu verheißende Einheitsfront zwischen KPD und Kapital durchaus sinnvoll, plangemäß.

Dem Kapital sind die Gewerkschaften der Hauptfeind. Erfahrung und Klasseninstinkt sagen dem Unternehmertum daselbe, was Marx schon lange vorher wissenschaftlich erkannt, was Lenin und andere Führer eindringlich gelehrt haben: Ohne starke Gewerkschaften ist das Proletariat machtlos! Ohne Gewerkschaften scheitert jeder Versuch zu einem Umbau der gesellschaftlichen Ordnung! Ohne starke Gewerkschaften im Lande ist die Weiterherkunft des Kapitals gesichert! Aus solcher Überzeugung konzentriert die Reaktion ihre Macht und

Kraft zum Kampfe gegen die Gewerkschaften. Aus diesem Grunde schuf man die Nazi-Bewegung, mit der in holder Eintracht die KPD, die Gewerkschaften berennt, wie angespornt von einem einheitlichen Kommando. Lenin war kein Fanatiker irgendeiner gewählten, zeitbedingten Taktik. Im Gegenteil! Er war taktisch ungemein beweglich, Opportunist. Konsequenz jedoch in der Zielsetzung, in der Sache. Heute wäre Lenin der Haupttrauer im Streik, der erklärte: Auf welchem Wege es vorwärtsgeht mit dem sozialistischen Umbau, das ist gleichgültig. Wichtig, alleinentscheidend ist, daß es vorwärtsgeht, dem Ziele zu! Und danach würde er seine Taktik einstellen. Auf keinen Fall würde er aber, wie die KPD, die Geschäfte des Kapitals besorgen, mit Nazis und Unternehmern nach einem Text die Gewerkschaften als Hauptfeind der Arbeiterschaft erklären und zu vernichten suchen.

Daß Marx, Lenin usw. die Rolle der Gewerkschaften als unerlässliche Organe für sozialistischen Umbau richtig erkannt haben, ist nun auch einwandfrei als geschichtliches Faktum erwiesen. Seit Jahren von der KPD, von den Sakentkrenzern, vom Unternehmertum, von der Feudalreaktion, von der Reaktion in jeder Form und Gewandung, mit allen Mitteln des Terrors, der Beschimpfung und Verleumdung, der Maßregelungen, staatlicher, juristischer Verfolgung und Schikanen gehetzt und verfolgt, stehen sie unerschüttert da. Nach jedem Kampf gestärkter und stärker. Trotz der Krisenstürme unlosbar verankert in der Arbeiterschaft. Die Gewerkschaften können nicht vernichtet, nicht zerstört werden, weil sie wurzelstark, unverwundbar der geschichtlichen Entwicklung entsprechen, weil sie ein Produkt der Klassen-gegenläge sind, wie das Proletariat und die Zinsnechtschaft Produkt des Kapitalismus, die erst mit der Klassenherkunft und Zinsnechtschaft verschwinden, durch andere gesellschaftliche Organe abgelöst werden können.

Im Tempo, wie die Gewerkschaften weiter erstarben, wie sich der Aufmarsch zur proletarischen Einheitsfront vollzieht, geht es mit der Sozialisierung vorwärts. Hier sind die Quellen sieghafter Kraft für die Arbeiterschaft! Gewerkschaftsfeinde sind bewußte oder unbewußte Feinde des sozialen Fortschritts, des Umbaus des kapitalistischen in ein sozialistisches Wirtschaftssystem!

Leipart und Schleicher

Zur Abwehr von Irrtümern und Unterstellungen

Die Wiedergabe einer Unterredung zwischen Theodor Leipart und einem Pariser Zeitungsmanne, von der auch in einem Teil der Presse Notiz genommen worden ist, gab dem Kollegen Leipart Veranlassung zu dem folgenden Schreiben an die Redaktion des „Excellor“ in Paris:

In Ihrer Ausgabe vom 4. Dezember d. J. bringen Sie unter der Überschrift „Les pourparlers entre von Schleicher et les syndicats Ouvriers“ einen Bericht Ihres Korrespondenten aus Berlin, der eine Unterredung mit mir wiedergibt. Dieser Bericht enthält mehrere Unrichtigkeiten, die mich zwingen, Sie um folgende Richtigstellung zu ersuchen:

1. Es ist unrichtig, daß Ihr Korrespondent mir die Frage gestellt hätte, ob der von mir geführte Gewerkschaftsbund dem General v. Schleicher die für die Befestigung seiner Macht benötigte Waffenruhe gewähren würde. Jedenfalls hat Ihr Korrespondent selber gewagt, daß über eine solche Waffenruhe nicht die Gewerkschaften, sondern die politischen Parteien im Reichstag zu entscheiden hätten.

2. Es ist unwar, daß ich erklärt hätte, die Regierung müsse „für einige Zeit“ die Verfassungs- und Wahlreformpläne beiseite lassen. Ich habe vielmehr Ihren Korrespondenten auf die Mitteilungen der Presse verwiesen, daß Herr v. Schleicher selber diese Reformpläne nicht für zeitgemäß halte.

3. Es ist unrichtig, daß Ihr Korrespondent mir vorgehalten hätte, die Gewerkschaften würden gegen einfache Verprechungen sich der militärischen Kontrolle unterwerfen.

4. Es ist deshalb auch unwar, daß ich auf die Worte „militärische Kontrolle“ ein protektierendes Aufspringen nicht habe unterdrücken können. Hätte Ihr Korrespondent eine solche oder ähnliche Bemerkung zu mir geäußert, so würde ich die darin liegende beleidigende Unterstellung mit derben Worten zurückgewiesen haben.

5. Es ist unrichtig, daß ich eine lebhaftere Bewunderung für Herrn v. Schleicher geäußert hätte. Mein angeblicher Eifer, den Ihr Korrespondent bemerkt haben will, zeigte sich höchstens, als Ihr Korrespondent wiederholt die Ansicht vertrat, die Berufung des Generals zum Reichskanzler werde in Frankreich große Beunruhigung hervorrufen. Ich habe geantwortet, daß angesichts der Friedensliebe des deutschen Volkes hierfür kein Grund vorliege und daß auch v. Schleicher nicht der Mann sei, wie Ihr Korrespondent sich ihn anscheinend vorstelle.

* Die Unterhandlungen zwischen Schleicher und den Arbeitergewerkschaften.

Wie steht's mit deiner Freundin?

Die Frage ist an dich gerichtet, Kollegin. Du hast doch noch eine Freundin, nicht wahr? Und wie ist das mit dieser Freundin in puncto Organisation? Stehst du, vielleicht hast du noch gar nicht darüber nachgedacht. Zwei Freundinnen haben nämlich andere Dinge miteinander zu besprechen als Organisationsfragen, das weiß ich. Und wenn ich ehrlich sein soll: Ich habe auch monatlang mit meiner Freundin nicht über Organisation und so gesprochen. Aber jetzt, das heißt vor vierzehn Tagen, habe ich es doch getan.

Ich habe nämlich gesehen, daß in diesen Wintermonaten eine große Werbekraft für die Gewerkschaften durchgeführt werden soll. Da habe ich mich auch wieder daran erinnert, daß meine Freundin noch nicht organisiert ist. Ich wußte das zwar schon lange. Schon damals, als sie bei uns anfang, sagte sie nämlich, daß sie für so was nichts gäbe. Ich habe ihr lange zugeredet, aber nichts ausgerichtet. Dann habe ich sie in Ruhe gelassen damit und bin doch immer mit ihr gegangen. Weil sie nämlich ein so liebes Mädel ist.

Und dann habe ich doch wieder von der Organisation angefangen. Eben dann, als ich von der großen Werbekraft erfahren habe. Das gilt ja doch auch für unsere Berufsorganisation, nicht wahr? Ich bin zwar nicht mit der Tür ins Haus gefallen, wie man sagt. Im Gegenteil, ich habe zuerst mit ihr über ganz andere Dinge geredet. Aber die große Arbeitslosigkeit, über die Kurzarbeit, die schlechte Behandlung und schlechte Bezahlung, über die arbeiterfeindliche Papenpolitik und all solche Sachen. Und gestaunt habe ich dabei, wie meine Freundin sich dafür interessiert hat. „Ja“, meinte sie auf meine diesbezügliche Frage, „jetzt werden unsere Mannskute zu Haupe überhaupt nur noch von all den Sachen, da lernt man das ja allmählich.“

Die Sache ist gut — so dachte ich für mich. Und dann lenkte ich auch schon um. Wie man da eine Änderung schaffen könnte; daß unsere Organisation hier unermüdlich tätig sei. Aber leider — und hier wurde mir ein bißchen Angst, was sie nun tun würde — fähen das die Kolleginnen nicht alle ein, sie wären zu gleichgültig und scheuten sich, mit der Organisation zusammenzukämpfen. Aber sie hat gar nichts gesagt, sondern nur die eine Schulter hoch- und den Mund dabei etwas schiefgezogen. Da habe ich wieder abgelenkt und gedacht, daß das immerhin schon mehr sei, als ihr früheres kurzes Nein. Aber drei Tage später war Verlammlung. Und da habe ich ihr so lange zugeredet, bis sie mit mir ging.

Da hat sie gestaunt in dieser Versammlung, wo eine ganze Schar unleser Kolleginnen anwesend war, wie dort die Kolleginnen für ihre Sache lachten und diskutierten. Und ohne daß ich sie fragte, sagte sie mir, daß sie Lust befäme, sich auch bei uns aufzunehmen zu lassen. Ich war natürlich sofort dabei und holte ihr von der Versammlungsleitung einen Aufnahmesein. Und ich glaube bestimmt, sie wird jetzt bei uns bleiben, denn sie sagte mir, daß sie heimlich eigentlich schon lange im Zweifel war, ob ihre frühere Auffassung von der Organisation richtig gewesen wäre.

Wie so sie zu diesem Zweifel gekommen sei, fragte ich sie. „Ja“, meinte sie, „die vielen Versammlungen und Flugblätter des letzten Jahres mit seinen vielen Wahlgängen haben daran viel Schuld gehabt, denn man denkt ja doch auch mal darüber nach.“ Und siehst du, liebe Kollegin, das ist es, was wir jetzt ausnutzen müssen. Forche auch du einmal bei deiner Freundin, ob sie heute nicht doch reif ist für die Organisation. Die Kolleginnen alle, soweit sie im Berufe sind, fühlen, daß wir uns in einem gefährlichen Strudel befinden. Und sie haben alle Bedarf an einer helfenden und stützenden Kraft. Das kann doch nur die Berufsorganisation sein. Wir dürfen deshalb alle Kolleginnen nicht abseits stehen, wenn nun zur Werbung aufgerufen wird. Wenn jede von uns, also auch du, liebe Kollegin, eine unorganisierte Freundin oder Kollegin gewinnen kannst, dann ist schon viel erreicht. Es kommt oft nur auf den Versuch an und den Willen zum Erfolg. Also bitte, Kollegin, zeige, daß du daselbe kannst wie andere, daß auch du wenigstens eine Kollegin unserem Verbande zuführen versteht. Eine Kollegin.

Die Frau verteidigt ihre Rechte

Ohne Zweifel haben die Frauenrechte gegenwärtig eine Krise zu überstehen. Der Bund deutscher Frauenvereine hatte Ende November seine Anhänger zu einer großen Kundgebung für Aufrechterhaltung der speziellen Frauenrechte zusammenberufen. Die eingeladenen Reichs- und Staatsbehörden hatten sich beglückwundersweise wegen geschäftlicher Überlastung entschuldigt. Die Referentinnen setzten auf dieser Kundgebung auseinander, daß die Frauenwelt bereit sei, die Angriffe auf ihr Recht abzuwehren. Die Nationalversammlung in Weimar habe einmütig den Frauen staatsbürgerliche Rechte zuerkannt, weil sie nach dem großen Mütteropfer des Krieges und der Leistung im Heimatdienst ein Anrecht darauf hatten. Der Frau mache man den

Vorwurf, sie habe in der Politik verlagert. Haben aber die Männer nicht ebenfalls verlagert? Ein Jahrzehnt sei viel zu kurz, um Frauenkönnen, Frauenwirken nach jahrhundertelanger Zurückdrängung zu erproben.

Es ist sicher sehr lobenswert, daß sich die bürgerliche Frauenbewegung für die Rechte der Frau einsetzt. Sie hat auch allen Grund dazu; laufen doch Millionen bürgerlicher Frauen einer Partei nach, die ausgesprochen frauenfeindlich ist und die deutschen Frauen wieder auf jenen Zustand der Rechtlosigkeit vor 100 Jahren zurückdrängen möchte.

Freiwilliger Arbeitsdienst der weiblichen Jugend

Auch die weibliche Jugend will man mit dem freiwilligen Arbeitsdienst beglücken. In einem Erlaß des Reichskommissars für den freiwilligen Arbeitsdienst werden seine Aufgaben umrissen: „Auch von der weiblichen Jugend“, so heißt es dort, „muß im freiwilligen Arbeitsdienst eine ernste Arbeitsleistung gefordert werden; sie muß nach Arbeitszeit, Intensität und objektivem Arbeitserfolg es rechtfertigen, daß der Arbeitsgruppen aus öffentlichen Mitteln der Lebensunterhalt gegeben wird.“ Dienstleistungen für Hilfsbedürftige sollen als der besondere Inhalt des Arbeitsdienstes der Frau angesehen werden. „Es handelt sich vor allem um das Erhalten und Pflegen von Sachgütern, das Umwandeln alter Gegenstände für neuen Gebrauch und um hauswirtschaftliche Leistungen für Dienstwillige oder Notleidende.“

Nach sozialpädagogischer Hinsicht sieht man den Nutzen des F.A.D. für die Frau in der Arbeit selbst, die sachgerecht, freudig und kameradschaftlich so ausgeübt werden muß, „daß sie zu einer Schule des Charakters wird.“ Die freie Zeit soll folgendermaßen ausgenutzt werden: Fortbildung und Feiertunden, Lesende und Aussprache, Spiel und Gesang, Turnen und Wandern. Auch die Mädels sollen zu „echtem Gemeinschaftsgeist“ erzo-gen werden. Der geschlossene Arbeitsdienst im Arbeitslager wird als wünschenswert angesehen. Die Tätigkeit des F.A.D. für die weibliche Jugend soll in folgendem bestehen: 1. Wäsche- und Kleiderpflege für männliche Arbeitslager, 2. Küchendienst für offene Arbeitslager, 3. Bewirtschaftung ungenutzter Ländereien bei gemeinnütziger Verwertung des Ertrages, 4. Schaffung von Kleingartenland, 5. Dienstgruppe bei der Siedlungsbesserung und 6. Werkstattarbeit für die Winterhilfe. In diesem Rahmen will man die weibliche Jugend beschäftigen. Was dabei herauskommt, werden wir sehen. Deutschland ist auf dem besten Wege, in eine große Kaserne verwandelt zu werden.

Frauen ohne Mann

Die deutschen Großstädte haben einen erheblichen Frauenüberschuß. Die frauenreichste Stadt der Welt ist Berlin. Hier entfallen auf 1000 Männer 1177 Frauen. Der Frauenüberschuß beträgt 326 000 insgesamt. Im Gegensatz dazu herrscht in allen Großstädten Amerikas starker Frauenmangel. Am stärksten ist der Berliner Frauenüberschuß in dem Lebensalter von 15 bis 45 Jahren. 93 511 Berliner Mädels im Alter von 14 bis 30 Jahren warten bis jetzt vergeblich auf einen Mann. Die jüngste Berliner Generation von 1 bis 14 Jahren weist im Gegensatz dazu einen kleinen Knabenüberschuß auf. Das ist nur ein schlechter Trost für die weibliche Jugend über 15 Jahre. Den Frauen und Mädels der Reichshauptstadt geht es also sehr schlecht. Sie bleiben unbemannt, wenn nicht von auswärtigen Zugang kommt, andernfalls müßten sie sich einen Mann teilen.

Das ist die Folge des Krieges und der eigenartigen Bevölkerungsstruktur. In höherem Maße als sonst sind die Frauen also gezwungen, sich wirtschaftlich selbst zu helfen und sich durch Berufsarbeit über Wasser zu halten. Daß sich in gesellschaftlicher und sexueller Beziehung durch das Übergewicht an Frauen ungesunde Verhältnisse ergeben, wollen wir nur andeuten. Als Hitler einmal gefragt wurde, wie er sich zur Frauenfrage stelle, soll er geantwortet haben: Im Dritten Reich bekommt jede Frau vor allem einen Mann. Wo dieser Fehlversprecher die Männer hernehmen will, verlagert er zu erwählen.

238 Frauenverbände

Die Frauenbewegung ist nicht wenig zerplittert. Dafür ein Beispiel: Dem Ehrenauschuß der im Frühjahr 1933 in Berlin stattfindenden Ausstellung „Die Frau“ gehören nicht weniger als 238 Verbände an. Darunter befinden sich winzige, unsichtbare Gebilde. Wie die Zerplitterung fortgeschritten ist, beweist, daß drei Frauenvereine mit dem Namen Pestalozzi-Fröbelhaus vorhanden sind. Warum hier nicht ein Verein genügt, ist nicht ersichtlich. Neben der bunten Vielfalt von Frauenvereinen und -vereinigungen, gehören dem Ehrenauschuß auch das Arbeiterinnensekretariat des A.O.G.B. und die Sozialdemokratische Frauenbewegung und der Hauptauschuß für Arbeiterwohlfahrt an. 238 Frauenvereine sind etwas viel, mindestens 200 sind überflüssig.

Aus der französischen Fremdenlegion

(Fortsetzung)

Revolte der Geächteten!

Ein Erlebnis am 14. Juli - Nationalfeiertag des französischen Volkes

Festimmung herrschte im Bataillon. Überall erblickte man freudige Gesichter. Nur noch wenige Stunden, dann bricht ein neuer Tag in der Hauptstadt Marokkos, Fez, an, ein Festtag von großer Bedeutung: 14. Juli, Nationalfeiertag des französischen Volkes. Die französische Fremdenlegion respektiert diesen Feiertag in würdiger Weise. Jubel und Trübel herrscht an diesem Tag, die sonst so strengen Vorgesetzten der Fremdenlegion fühlen sich mit den einfachen Legionären an diesem Tage verbrüdet. Die strengen Dienstvorschriften werden an diesem Tage außer acht gelassen und keine Verfehlungen übersehen, ja selbst Arrestanten werden zur Feier des Tages begnadigt. Wein und Champagner fließen in Strömen, und die Verpflegung kommt dem Meist eines erstklassigen Hotels gleich.

Schon Tage vorher wurde im Camp von Fez an den Dekorationen gearbeitet, bunte Girlanden und Lampionen wurden an den Baracken angebracht und Festplätze gebaut. Zur Befestigung der Legionäre wurden lange Pfähle aufgesteckt und mit Seife beschmieret. In die Spigen der Pfähle wurden Patete und Weinschnaps, Würste und sonstige schöne Sachen gehängt.

An diesem glatten Pfahl mußte man hinaufklettern. Zum Gaudium der Zuschauerinnen rutschten die meisten aber in den unglücklichsten Stellungen in halber Höhe wieder ab. Auch ein Scheidenband wurde errichtet. Endlich brach der 14. Juli an. Sonnig und heiter erstrahlte der Himmel. Nach der Revolte erhielten wir einen Beher Scholadale, einen Pflor und Kuchen. Eine Stunde später fanden etwa zwei Bataillone auf dem Paradeplatz zur Truppenparade. Kommandos erschallten, Bajonette wurden aufgeschraubt, und im Paradebereich ging es an dem Platoonmandanten und den Honoratoren der Stadt vorbei. Eine kurze, launige Ansprache des Kommandanten, und der erste Teil des Festprogramms war erledigt. Jetzt folgte das Festessen.

Auf einem großen, festlich geschmückten Tisch waren lange Tafeln aufgeschlagen. Das Menü bestand aus einer kräftigen Bouillon, Bratartiosoffeln mit gebratenem Fleisch, diversen Salaten, Pudding und in Wein gekochten frischen Feigen, Brot und Käse als Dessert. Dazu wurde reichlich guter Weiß- und Rotwein gereicht. Außerdem erhielten je zwei Mann eine Flasche Champagner. Nach dem Festmahl kamen Vorträge, russische, italienische, spanische Nationalhymnen sowie Darbietungen eines aus Deutschen bestehenden Clownpaars. Später kamen King- und Bogzämpfe, Wettkämpfe usw. zur Vorführung. Jeder konnte einen Teil zur Unterhaltung beitragen. Nach und nach aber zerstreuten sich die Legionäre in die Stadt. Aus den Weinstuben und Cafés erhob sich lustige Tanzmusik. Über diese Vergnügungen waren nur für die Offiziere und Zivilisten. Sobald ein Legionär ein solches Lokal betrat und mit einem Kameraden tanzte, brach die Musik ab. Die Abneigung des Zivils gegen die Legionäre ist grenzenlos. Man fürchtet den Legionär zwar und bestraft ihn, wenn er aus blutigen Kämpfen und un-menschlichen Strapazen zurückkehrt, aber keiner will mit ihm in Berührung kommen. Er ist ein Geistesmeter, ein Verbrecher, ein Paria. Dagegen die betrunkenen und angebeteten Legionäre für solche Verbrecher, nicht gefürchtet, liehen, war natürlich, und bald kam es überall zu blutigen Schlägereien.

Vor den Toren der Stadt spielte sich indes ein imponantes Schauspiel ab. Wohl tausend berittene Araber sahen wie Statuen auf ihren prachtvollen Pferden. Die hohen Rücken der Sättel waren reich mit Gold und Silber verziert. Die großen breiten Steigbügel und die langen spitzen Sporen erglänzen im Sonnenschein. Nachdem der Arab, ihr Führer, ein Zeichen gegeben, sprengte die ganze Schaar in schnurgradiger Linie in wildem Galopp zum Angriff auf einen markierten Feind. Wüßlich schloßen alle ihre Flinten ab mit einer Erattheit, daß nur eine einzige Detonation zu hören war. Dann wirbelten sie wild ihre Gewehre um ihren Kopf, und mitten im rasenden Galopp hielten sie so plötzlich, daß die Tiere in die Knie brachen. So reichte sich Reiterflüßchen an Reiterflüßchen. Dann folgten Wettkämpfe.

Als die Dunkelheit hereinbrach, sollte ein Fadelzug durch die Stadt veranstaltet werden. Mit Mühe und Not wurde die Kapelle, die fast ausnahmslos aus Deutschen bestand, zusammengeholt, und kurze Zeit später ging es mit klingendem Spiel, mit Fackeln und Fackeln und Schreien durch die Stadt. Doch plötzlich - was war das? Ich traute meinen Ohren nicht. Die Musikkapelle schmetternd „Deutschland, Deutschland über alles“. Die Menschenmenge stockte und haute sich, aufgeregtes Schreien und Rufen erfüllte die Luft. Wütende Romanados erschollen und jetzt - spielte die Regimentskapelle schmetternd die „Internationale“.

Jetzt brachen Patrouillen durch die Menge, und die ganze Regimentskapelle wurde zwischen einem Wald von Bajonetten ins Camp zurück ins Prison befördert. Warnsignale ertönten und riefen uns in das Camp. Patrouillen durchstreiften die Stadt und brachten die Betrunkenen und Ungehorsamen heim.

Ich war die Feter unterbrochen. Im Camp erreichte der Tumult seinen Höhepunkt. Die durch das Verhalten der Einwohner gereizten und vom Wein aufgeregten Legionäre sangen die Internationale, und überall kam es zu Verberberungen. Die Vorgesetzten, die Ruhe und Frieden zu stiften suchten, wurden überschrien und mißhandelt. Ein trübsamer Morgen folgte diesem ereignisreichen Tage. Sämtliche Angehörige der Regimentskapelle erhielten 60 Tage Arrest, einige kamen mit den Mädelsführern vor das Kriegsgericht und erhielten Strafen bis zu 20 Jahren Zwangsarbeit.

In der Nachbarstadt Meknes, welche ebenfalls Garnison der Fremdenlegion war, hatte sich an diesem Tage noch Schlimmeres ereignet. Dort hatte man zur Bildung von Soldatenräten und offener Meuterei aufgefordert. Am Abend folgte ein Sturm auf das Waffenmagazin, der aber von ergebenen Truppen unter blutigen Verlusten für die Angreifer abgeschlagen wurde. Deutsche und Russen hatten geglaubt, das 4. „Regiment Etanger“ vollständig in die Hand zu bekommen, und von Meknes aus den Volkshewissen über ganz Marokko auszubringen.

Einige Tage später wurden dort 17 Deutsche und 12 Russen ebenfalls erschossen. Viele andere wurde zu jahrelangen Kerkerstrafen sowie zur Verbannung nach der Verbrecher- und Deportierteninsel Reagene verurteilt.

Ein Spaziergang in Fez! Die Hauptstadt Marokkos!

Fez, die Hauptstadt Marokkos, das unter französischem Protektorat steht, ist eine uralte Stadt; ihre Entstehung liegt schon viele tausend Jahre zurück. Fez besteht aus zwei Teilen, dem neuen europäischen Teil, der in übergroßer Zahl von Spaniern bewohnt ist sowie von verstreuten Franzosen. Der andere Teil ist die Wohnstätte der eigentlichen Eingeborenen, des arabisch-maurischen Volkes.

Fez liegt wie eine blühende Wärdenstein in einem Kranz von Dattelpalmen, Mango, Maulbeeren und Feigenbäumen, Kaktus, Oleander eingebettet. Die vielen schneeweiß gestalteten Moscheen mit ihren vergoldeten Halbmonden, die prachtvollen Bauten der Europäer und die maurischen Lehmbauten und Felsenwohnungen des verrufenen Eingeborenenviertels gewähren einen reizvollen Anblick. Auf den engen Straßen und Gängen, in denen in offenen Schau-läden Mauten und Juden ihr Handwerk betreiben, herrscht reger Verkehr. Handwerker wie Stellmacher, Tischler, Schuster und Schneider, verrichten ihre Arbeit auf offener Straße. Hier ist noch nichts zu verpöhlen von dem modernen Fortschritt der Technik, der Maschine. Mit den primitivsten Werkzeugen üben die Eingeborenen ihr Handwerk aus. In ihrer typischen Sitzhaltung, mit getrennten Beinen, verrichten sie ihre Arbeit. Man sollte meinen, es sind Stumme, die da hocken und den Einbruch von Statuen machen. Von Zeit zu Zeit unterbrechen diese fleißigen Menschen ihre Arbeit, um zu beten. Mit dem Antlitz gegen Osten fallen sie zur Erde und küssen sie. - Worte wie Mohammed und Allah kommen wieder und wieder gemurmelt aus dem Munde des Betenden; doch bald hockt er wieder stumm bei seiner Arbeit.

An anderer Stelle bietet sich dem Auge ein seltsames Bild. Vor einem alten primitiven Bestuhl, der auf offener Straße aufgestellt ist, sitzen Araberinnen beim Weben. Eine unglaubliche Fingerfertigkeit entfalten sie bei ihrer Arbeit, fast wirt dieses Tun mechanisch. Entbehrung, Not und Hunger kommen im Gesicht dieser schaffenden Frauen zum Ausdruck. Es sind dies die ausgebeuteten Proletarierinnen des Landes. Der Lohn für ihre Arbeit ist ein ganz geringer. Ihre Nahrung besteht meist nur aus Maisbrot und Tee. Einige dieser Weberinnen haben ihre Säuglinge in einem Tuch auf den Rücken gebunden, und ab und zu vernimmt man einen Schrei dieser kleinen Erdenbürger. Mechanisch zieht die schaffende Frau das Tuch von ihrer Brust und läßt den kleinen Säugling trinken. An anderer Stelle sitzen arabische Händler und bieten ihre selbstgezeugten Waren, wie Teppiche, Kopftücher, Pantoffeln und dergleichen vornehmlich den Europäern zum Kauf an. Unzählige Bettler und Krüppel lagern in den Straßen herum. Geradezu erschreckend entstellte Gesichter faun man unter den Bettelnden feststellen. Die Nase, der Mund sind vollständig zerfressen, die Augen trübe wie Glas. Denn die Syphilis ist in besonders verheerender Form in diesem Lande der „Tausendundeine Nacht“ verbreitet.

An einer Straßenecke sitzt ein Krüppel mit einem Bein und einem Arm. Den Burnus, seinen Überhang, schmückt ein französischer Kriegsgorden; auch hier kommt das Kriegselend zum Ausdruck. In großer Anzahl trifft man solche unglücklichen Kriegsgespieler bettelnd an, denn ihre Renten sind minimal niedrig. In breiteren Straßen der Stadt findet man Cafés und Lechhäuser. Das menschliche Ohr vernimmt aus diesen Gaststätten arabische Musik, die dumpf und unheimlich erklingt. Ein reger Verkehr herrscht. Nicht verschleierte Frauen und Wädchen vornehmer arabischer Herkunft, Araber, Marokkauer, Spanier, Juden, Franzosen, und Fremdenlegionäre wogen bunt durcheinander. Aus den Gebetshäusern ertönen eintönige Gesänge und Gebete, auf dem Markt etablieren sich Schlangenhändler, Musikanten und Gaukler. Wie ein Märchenfloh wirkt der Sultanspalast. Maurische und christliche Sklaven haben vor Hunderten von Jahren diesen Palast gebaut. Nur selten findet ein Europäer Zutritt zu den Gemächern des Sultans, deren Ausstattung von großer Kostbarkeit ist. Der Sultanshof ist mit Wolait ausgelegt. Der jetzige Sultan, der erst hiezu Jahre alt ist (bestimmlich ist der alte Sultan 1928 gestorben), läßt jedoch trotz seiner maurischen Leibgarde, die Frankreich ihm befallen hat, keinerlei Regierungsgewalt aus. Er ist nur der Repräsentant des maurisch-arabischen Volkes, das größtenteils aus Berbern, den hellhäutigen fanatischen Eingeborenen Nordafrikas besteht, die zwar noch ihre dem Ägyptischen verwandten Volkssprachen sprechen, sonst aber aumeist vollkommen arabisiert sind. Keine Araberstämme sitzen noch von den Zeiten ihrer Einwanderung her in der Niederung des Sebu, dem das wasserreiche Nijlfließen, an dem Fez liegt, quellt.

In den südlichsten Teilen Marokkos findet man auch viele Regier angefallen. In Fez aber leben neben Berbern hauptsächlich Mauren, zum Teil spanischer Herkunft, und eingeborene Juden, die unmittelbar Schutzbefohlene des Sultans sind. Sie bilden den intelligentesten und regsamsten Teil der Bevölkerung. Die Südbinnen, die im Gegensatz zu den übrigen eingeborenen Frauen unverschleiert gehen, zeichnen sich durch raffine Schönheit aus. In der Nähe der Sultanspalastes erhebt sich auf einer kleinen Anhöhe die Dschama Karubin, die heiligste und berühmteste Moschee Nordafrikas. Noch kein Europäer hat diese Kirche jemals betreten. Betritt der Eingeborene ihre heiligen Hallen und verrichtet dort seine Gebete.

Fez ist die Garnisonstadt des dritten Fremdenregiments. Das Camp der Fremdenlegion liegt auf den Anhöhen, die sich im Osten und Westen der Stadt erheben, und rückt drohend ihre Kanonen auf die Stadt, da bereits wiederholt blutige Aufstände in Fez ausbrachen. Im Jahre 1908 brach in Fez eine Revolution aus. Die Eingeborenen wollten das Joch der französischen Fremdberrschaft sprengen, wollten das Selbstständigkeits ihrer Heimat erringen, wollten ein freies, unabhängiges Volk sein. Blut floß in Strömen. Mit starker Hand unterdrückte die französischen Militärs mit Hilfe der Fremdenlegion den Aufstand. Jedoch es gärt weiter in Fez, das Volk leidet nach seiner Freiheit und Selbstständigkeit. Ruhe ist bis jetzt noch nicht eingetreten.

Geheimt...!

Endlich der Jansen von Marzelle! Die „Monte Rosa“ bohrt sich langsam durch die dicke Nebelwand bis zu einem geeigneten Anlegeplatz. Trotz der frühen Morgenstunde, es ist eben erst fünf Uhr, wird sofort nach der Landung geschäftig an das Wägen der Fracht gegangen. 5000 Schafe werden ausgeladen, und an den letzten Trupp der gebudigten Herde schließen sich zweieundwanzig Männer an, denen die Ungebuld auf dem Gesicht geschrieben steht.

Einige der Männer tragen Holzstiefen, andere haben einen Papparton unter dem Arm, und ein ganzer Teil ist ohne "Gepäd". Ein einseitiger, fast unformmäßiger Anzug und die charakteristische sportmühenähnliche Kopfbedeckung bedeuten den Vorübergehenden, daß es sich um "Ausgebiente" handelt! Fremdenlegionäre, die fünf Jahre in Afrika bei den französischen Kolonialtruppen gewesen sind und nun die Austrittsmöglichkeit suchten, um wieder nach Europa zu kommen. In einer Militärkaserne werden die Transportpapiere der zweiundzwanzig, es sind alles Deutsche, kontrolliert. Kaffee, Weiskrot, ein Stück Schokolade und Obst werden als Frühstück verabreicht, und nach zweifelhafte Warten gibt es schließlich die Fahrkarte nach der deutschen Grenzstation Weissenburg; außerdem erhält der Transportführer pro Kopf 10 Franken Verpflegungsgeld.

Endgültig entlassen.

(Schluß folgt.)

Ein Weihnachtsabend

Meine Eltern wohnten damals in einer Bergarbeiterwohnung. Es waren einfache Häuser, Holzgebäude, kleine Dächer. Dort wohnten die Kumpels, solange sie nicht, was sehr oft geschah, von den Bergherren wegen Agitation auf der Jeché die Kündigung bekommen. Arm waren sie alle, und jeder wußte genau, ob der Nachbar am Sonntag einen Rindfleischbraten im Topf hatte oder nicht. Aber reich waren sie an Kindern. So viele Kinder in nur wenigen Häusern habe ich selten wieder gesehen. Kinder groß und klein, hübsch der Reihe nach, wie die Orgelpfeifen.

Nur einer bildete eine Ausnahme. Ein Häuer in unserem Hause. Wie es das Schicksal will; gerade er hätte gern welche gehabt. Seine Frau wußte ihm diesen Wunsch vorzusagen. Er trug in ihrem Schoß das schlimmste Erbe einer Krankheit.

Der Mann nahm ein Waisenkind als eigen an. Ein Mädchen, schön, schlüchtern und von glänzender Jerschräftigkeit. Freudebringend holten es die Eltern aus dem Waisenhaus. Und es trippelte nebenher, mit Waden wie Borsdorfer Äpfel, leucht getamelt Haar und wippenden Dreiecksgewirpen. Es sollte es gut haben. Beide sorgten mit zührender Sorgfalt für das fünfjährige elterliche Wesen. Das Kind erblühte. Hinter ihm lag das graue Haus mit seiner Eintönigkeit und Strenge und den unangenehmen Tränen. Hell wurden seine Augen. Sein Herz ging auf, in der Wärme des schlichten Proletenheimes, und bald fielen seine Lippen den alten, lieben Laut: Mutter.

Vielleicht meinten es die Pflegeeltern zu gut. Ihre Liebe stürzte wieder wie ein Gießbach. Konnten sie anders? So lange, lange hatten sie gehungert nach einem Kinde. Nun war es da, wenn auch von fremder, unbekannter Mutter geboren. Und es war, als ob ihre liebende Tat von der Sorge acquiit sei, das Einzige wieder zu verlieren.

Inzwischen, Familien lebten im Hause, mit zehn und zwölf Kindern. Ihr Leber ging auf in Entbehrung. Und nie viel leicht fiel auf diese Kinder ein Schatten von solchem Glück, wie er das frühere Waisenkind umgibt. Es waren ihrer zu viele. Und die geplagten Mütter hatten wenig Zeit und Geld.

Darin floß die Zeit. Jahre stiegen auf, gaben zwölf Monaten ihr Antlitz — und gingen wieder zurück in das Vergeffen. Die Jugend zerrann.

„Ein Weihnachtsabend — am nächsten. Mein Vater schickte mich zu einer Besorgung nach der Stadt. Ich trabe los.“
Ich, du Zeit der Jugend! In der Stadt war Christmarkt. Lichterfäden, Bretterbuden, mit all dem Lichtersehen, nach dem ein Kind sich sehnt. Die Schaufenster schwammen in hellem Glanz. Spielzeug stand verlockend zum Greifen nah. Aber die Glascheiben hielten Wache vor den Sehnsüchtigen der Armen. Die vergah die Wirklichkeit und griff danach; dann hallten meine frostroten Hände dämpf an den Scheiben. Die harte Winterluft durchschlug seiner Glodenlang. Bauern rumpelten mit Schlitten nach der Kleinstadt. In Pelze verpackt und Mühen aus Schaffel über die Ohren. Den Mäulern der Pferde entstiegen Rauchwolken. Kirrendes Pferdegeschirr überdrönte den Trubel des Marktes. Die schwebende Luft hielt mir fast die Nasenlöcher zu.

„Dann ging es wieder heimwärts. Am Ausgang der Stadt standen links verödete Gärten, Bäume und Sträucher, fast wie Reispfählen. Rechts die Scheunen der Vorstadtbauern, mit großen Torflügeln, an die abergläubische Knechte tote Eulen angenagelt hatten. Eiszapfen wuchsen immer länger vom Rande der Dächer.“
Ein Junge kam mit entgegengesetzten, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben, mit fröhlichen Augen. Er fragte mich nach einer Straße der Stadt. Ich gab ihm Befehle. Wir gingen ein Stück selbender und kamen ins Gefährde.
Auch ein Waisenjunge. War Pflegekind bei einem Schneidermeister. Aber so gut wie die Kleine in meinem Vaterhause hatte er es nicht getroffen. Noch trug er den grauen Anzug, den das Waisenhaus ihm mitgegeben hatte. Durch die Straßen mußte er eilen. Gerade jetzt vor dem Fieft gab es viel Arbeit. Kunden wollten ihren neuen Anzug oder den geblähten Rock für den Frühshoppen des Feiertages haben.

So war er herzlich müde. Wir erzählten weiter. Er sagte mir, daß er erit vor wenigen Tagen durch Zufall und Hilfe lieber Leute seinen jüngeren Bruder gefunden habe, der bei einem Bauer nahe der Stadt untergebracht war. — Weißt du, das war ein Wiedersehen! Ein halbes Jahr lang wußte niemand etwas von dem anderen. Jetzt treffen wir uns oft am Sonntag. Wir freuen uns beide die ganze Woche darauf. Ich soll auch hier in der Nähe meine Schwester haben. — Ein Gedanke schoß auf in mir. Ich beschrieb ihm das Mädchen im Hause der Eltern. Größe, Haarfarbe und dann den Namen. — Sie ist es. O bestimmt!

Da ging er auf, vollführte einen wahren Indianertanz. Aus den weitgeöffneten Augen sprangen Funken des Glückes. Und ich freute mich mit. Wir trübten allerhand Anfinn, waren uns in den Schnee, rüderten mit den Armen, das nannten wir einen Adler machen. Dann stimmten wir davon. Es wurde schon dunkel, und der Mann mit der Stämpe an der langen Stange kam den Berg herauf, die Gaslampen anzuzünden.

In Hause erzählte ich alles haarklein. Da erbarmte sich der Häuer, er hatte ja nichts von all dem gewußt. Und so ward beschlossen, die drei Kinder am Weihnachtsabend zusammenzubringen.

Es war ein Wiedersehen, ein Weihnachten, das selbst dem größten Menschenfeind eine sanfte Regung abringen mußte. Die Nachbarn hatten trotz eigener häuslicher Not kleine Gaben beigeuert. Trotz der langen Trennung erkannte die

Schwester beide Brüder wieder. Nachbarinnen standen dabei als Zeugen des Wiedersehens. Manche wußte sich mit dem Arms der Strickade über die Augen.

Was ist noch viel zu sagen. Bald mußten sie sich wieder trennen. Die Brüder gingen nach verschiedenen Richtungen zu ihren Pflegeeltern. Mit singender Freude im Herzen. Mutter stapften sie durch Nacht und Schnee mit der Gewißheit, sich bald wiederzusehen.

A t u r J a h r .

Aus den Zahlstellen

Essen. Verammlung am 4. Dezember. Nach Bekanntgabe des Kassenberichts, welcher auch gedruckt vorlag, beanspruchte längere Zeit die Erledigung einer Beswerde eines Kollegen über die Arbeitsniederlegung bei einer großen Firma. Gauler Kollege Heilmann billigte die Handlung des Betriebsrates in dieser Angelegenheit. Sodann berichtete er über die letzten Lohnverhandlungen. Wenn man Lohnverhandlungen der letzten Zeit verfolgt, so würden die Löhne gekürzt, oder aber die Tarife wurden verlängert. Wir haben einen kleinen Erfolg zu verzeichnen. Der Abwehrwille der Eisener Kollegen hat dazu beigetragen. Für die durch „freie Vereinbarungen“ geschickten Kolleginnen und Kollegen sei der wieder hergestellte Lohnsatz besonders zu begrüßen. Mit einem Appell an die Kollegenchaft, auch den letzten Mann in den Verband zu bringen, schloß Kollege Heilmann seine mit Beifall aufgenommenen Ausführungen. Unter Geschäftliches wurde ein Schreiben des Hauptvorstandes betreffend Weihnachtsunterstützung bekanntgegeben. Aus der Ortstafel wurde ebenfalls eine Unterfertigung gegeben. Dem Vorstand wurde überlassen, die Höhe festzusetzen.

Leipzig. Steinbrud-Lohnsatzvertrag verlängert. Hart stießen sich die Gegenseite bei den diesmaligen Lohnverhandlungen. Das war vorauszuhehen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Unternehmer bereits am 26. Juni d. J. einen Lohnabbau von 15 Proz. durchzuführen wollten. Zu schärferen Auseinandersetzungen kam es aber nicht, weil wir uns auch mit den Buchdruckunternehmern seit April im harten Lohnkampf gegen den geplanten Lohnabbau befanden, der jeden Augenblick zu offenem Kampf führen konnte. Trotz dieser Abicht des Lohnabbaues war es uns möglich, die bestehenden Löhne bis zum 11. November 1932 zu verlängern. Nunmehr aber hielten die Steinbrudprinzipale endgültig ihre Zeit für gekommen, den lang ersehnten Lohnraub am Hilfspersonal vorzunehmen. Am 29. September wurde aus das Lohnabkommen fristgemäß gekündigt, und am 12. November 1932 lag der Antrag auf 20 Proz. Lohnabbau vor. In den Funktionäre- und Mitgliederversammlungen war die einstimmige Meinung „Kampf gegen jeden Pfennig Lohnabbau“ unter Einbeziehung des persönlichen Opfers. Die Verhandlung mit den Unternehmern am Mittwoch, dem 23. November, konnte nicht einmal zu einer Annäherung führen, geschweige denn zu einer Verständigung. Beide Parteien blieben auf ihren Anträgen bestehen, Unternehmer 10 Proz. Abbau, wir 5 Proz. Lohnerhöhung. Die noch am gleichen Abend versammelten Funktionäre beschlossen deshalb, am Freitag, dem 25. November, den Kampf aufzunehmen, um jeder geplanten Verschleppungsstatistik der Unternehmer vorzubeugen. Dieser Funktionärsbeschluss wurde von der Mitgliedschaft einstimmig sanktioniert, die Kündigungen wurden eingereicht. Der erste Vorstoß erfolgte in 15 Firmen, 20 weitere wurden zunächst nach in Reserve gehalten. Jetzt war, Holland in Rot. Zusatz wurde aus Treubruch vorgeworfen, aber wir waren in der Lage, diesen Vorwurf mit Leichtigkeit zurückzuweisen. Die Schlichtermaschine wurde durch die Unternehmer in Bewegung gesetzt. Auf beiden Seiten wurde hart gekämpft, und der Schlichter war geneigt, den Unternehmerwünschen Rechnung zu tragen. Zunächst sollte der bestehende Lohn um eine Woche verlängert werden, und beide Parteien sollten noch einmal verhandeln. Das wurde unserserlei abgelehnt. Und nun kam nach mehrtägigen Verhandlungen die Erstburt: Lohnabbau! Steinschleifer und Hilfsarbeiter 2 Proz., Rotary-Anlegerinnen, Anlegerinnen und Auslegerinnen 3 Proz., und bei denen, die am wenigsten verdienen, bei den Hilfsarbeiterinnen 4 Proz. Dem Schlichter wurde mitgeteilt, daß dazu keine dritte Hilfe gebraucht würde, das hätten wir mit unseren Unternehmern allein fertiggebracht. Nach etwa einer Stunde weiterer Verhandlung hatte sich die Schlichterkammer durchgerungen, die jetzigen Löhne weiter bestehen zu lassen, aber nur bis zum 13. Januar 1933 mit sechs Wochen Kündigungsfrist. Auch diese kurze Laufbauer lehnten wir ab. Darauf wurde nachstehender Schiedspruch verhängt: „Die zum 11. November 1932 aufgeführten tariflichen Löhne für das bei den Leipziger Betrieben des Verbandes der Offset- und Steinbruderbetreiber e. V., Leipzig, beschäftigte Hilfspersonal werden von diesem Tage an wieder in Kraft gesetzt und behalten Gültigkeit bis auf weiteres. Die Regelung kann jeweils am Freitag mit einer Frist von sechs Wochen wieder zum Freitag, frühestens jedoch zum 27. Januar 1933, gekündigt werden.“ Beide Parteien haben diesen Schiedspruch zugestimmt. Die Einigkeit der Leipziger Kollegenchaft zeigte sich auch in der überfüllten Volkskammerverammlung, wo Bericht erfolgte und das Resultat bekanntgegeben wurde. Kollege Beyer wies in seinem Schlusswort darauf hin, daß hier wieder gezeigt worden ist, daß wir nicht alles hinzunehmen brauchen, was unsere Unternehmer, ganz gleich in welcher Form, uns glauben aufzwingen zu können. Für unsere Kollegenchaft besteht aber nunmehr die Pflicht, dafür zu sorgen, daß jeder Betrieb, ob groß, ob klein, hundertprozentig freigewerkschaftlich organisiert ist. Mit diesem Appell an alle schloß er die Verammlung. Mit brauenden Freizeitspreisen gingen alle Verammlungsteilnehmer auseinander.

Rundschau

Werber für den Bücherkreis. Unsere Buchgemeinschaft „Der Bücherkreis G. m. b. H.“, Berlin SW 61, Belle-Alliance-Platz 7, sucht in allen Orten, Ortsteilen und Betrieben Zahlstellen zu gründen und bittet Bücherfreunde, die sich für diese Arbeit interessieren, sich mit ihm oder seinen schon bestehenden Zahlstellen in Verbindung zu setzen. Ebenso werden Werber für den Bücherkreis gesucht. Es wird für jedes neue Mitglied eine Geldprämie und für zwei neue Mitglieder eine Buchprämie (ein Wert zum Preis von 4,30 M.) gewährt. Nähere Mitteilungen und Werbematerial stehen gern kostenlos zur Verfügung.

Hilfliche Propaganda. Der Verlag Knorr & Hirth (München) gibt einen Deutschen Bierkalender heraus. Gebenstage,

wie es sich bei einem Kalender gehört. Am 1. Juli 1855: Gründung der Pagenhofer-Brauerei in Berlin. Bild dazu: die bekannte Zeichnung von Käthe Kollwitz: Mutter und Kind. An der Seite ein Text, der den stillenden Müttern Bier empfiehlt. Diese Empfehlung ist unterzeichnet: „Dr. Agnes Blum: Die Stillungsnot.“ Unterschrift: „Das Bier als Arznei für stillende Mütter.“ Käthe Kollwitz, die sich für eine Alkoholfreie nicht wollte mißbrauchen lassen, hatte Klage erhoben wegen unbefugter Benützung der Zeichnung. Frau Dr. Blum klagte gleichzeitig gegen Mißbrauch ihres Namens unter einem ihr völlig fremden Text. Noch nie hat sie Bier für stillende Mütter empfohlen. Der Verlag und der Herausgeber des Kalenders sind dazu verurteilt worden, die beanfandete Kalenderseite zu entfernen und im Kalender von 1933 eine Berichtigung zu bringen. Käthe Kollwitz erhält 100 M. Schadenersatz. Außerdem haben die Beklagten 200 M. an den Deutschen Verein gegen den Alkoholisimus zu zahlen. Als Kuriosum sei noch mitgeteilt, daß der Herausgeber des Kalenders ein Kindererzieher, nämlich der Hauptlehrer Josef Spulter in München ist.

Etwas von der Filmwirtschaft. In Deutschland gibt es 5071 Lichtspieltheater mit 1 900 000 Sitzplätzen. 68 Prozent der Lichtspieltheater sind mit Tonfilmapparaten ausgestattet. Die Bruttoeinnahme der Lichtspieltheater beträgt etwa 200 Mill. M. Das deutsche Filmgeschäft ist dem Ausland mit 15 Millionen attr. 44 Prozent aller Kinobesucher bevorzugen die billigen Plätze.

Rundfunk-Vorschau

Dienstag bis Sonnabend, Köln, 10.15 Uhr: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
Dienstag, Königsberg, 18.30 Uhr: Der Provinzionstende als Handlungsgeschichte und Handlungsgagent.
Dienstag, Leipzig, 14 Uhr: Erwerbslosensunt. (Ebenso Mittwoch 14 Uhr, Donnerstag 14.30 Uhr.)
Mittwoch, Frankfurt, 15.25 Uhr: Aktuelles aus dem Genossenschaftswesen.
Mittwoch, Deutsche Welle, 19.35 Uhr: Stunde des Beamten: Wesen und Aufgaben des deutschen Zivilisupernumerariats.
Donnerstag, Breslau, 18.35 Uhr: Stunde der werktätigen Frau: Aus der Praxis der Berufsberaterin.
Donnerstag, Köln, 20 Uhr: Meister ihres Faches.
Donnerstag, Leipzig, 19 Uhr: Stimme der Arbeiterchaft zur Runkl.
Freitag, Hamburg, 19 Uhr: Das Arbeitsrecht der ländlichen Arbeitnehmer.
Freitag, Königsberg, 16 Uhr: Mittelde ist nicht Hilfe — Hilfe ist zugrundende Tat.
Sonnabend, Berlin, 16.05 Uhr: Menschen vor dem Beruf. Rundgespräch mit jungen Hausangestellten.
Sonnabend, Köln, 18.20 Uhr: Arbeitsleute in aller Welt. Bei den Schwammtauchern in Dalmatien.
Nähere Angaben finden die Kolleginnen und Kollegen im „Volksfunk“, der reich illustrierten Funztzeitchrift des werktätigen Volkes.

Am 15. Dezember verstarb unser langjähriges Mitglied und lieber Kollege

Hermann Walbaum
(Frankfurter Societäts-Drucker)
im Alter von 55 Jahren.
Ein ehrendes Andenken bewahren ihm
Die Mitglieder der Zahlstelle Frankfurt a. M.

Am Montag, dem 12. Dezember, verstarb unser langjähriges Mitglied und Invalide

Edward Barzel
im Alter von 63 Jahren.
Am Donnerstag, dem 15. Dezember, verstarb unser treues Mitglied

Erich Berlach
im Alter von 32 Jahren.
Ein ehrendes Gedenken bewahren ihnen
Die Mitglieder der Zahlstelle Hannover.

Am 11. Dezember verstarb nach langem Krankenlager unser lieber Kollege, der Invalide

Christian Reiffers
(Früher in der Deutschen Verlagsanstalt beschäftigt),
im hohen Alter von 77 Jahren.
Der Bestorbene hat der Organisation auch in den schwersten Zeiten stets die Treue gehalten und war immer ein aufrechter und aufrechter Kollege. Dies sichert ihm stets ein ehrendes Andenken.
Die Mitgliedschaft Stuttgart.

Inserer lieben Kollegin Erna Hofmann und ihrem Bräutigam zur Verlobung die herzlichsten Glückwünsche.
Die Mitglieder der Zahlstelle Gießen.

Abrechnungen

In der Woche vom 12. Dezember bis 17. Dezember 1932 ging die Abrechnung des 3. Quartals für Gau 7 (Stettin) bei der Hauptkasse ein.
Berlin, den 17. Dezember 1932. H e i n r i c h L o d a h l .

Für die Woche vom 18. Dezember bis 24. Dezember ist die Beitragsmarke in das 52. Heft des Mitgliedsbuches oder der Mitgliedskarte zu kleben.

Verantwortlich für Redaktion: R. Schulte Charlottenburg. Verlagsbuchhandlung: R. Schulte Charlottenburg. Druck: Verlag v. G. Sobell Charlottenburg. Herausgeber: Verband der arbeitslosen Mitarbeiter u. arbeiterinnen Deutschlands Vorstand: Charlottenburg 9. Verlagsbuchhandlung 5. — Druck: Buchdruckwerkstätte GmbD. Berlin SW 61. Dreieckstraße 5.